



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Adventsgedanken.

II.

Wir befinden uns auf dem Wege nach Bethlehem, lieber Leser, und sind, unter der Führung unserer hl. Mutter, der Kirche, bereits bis zu den Ufern des Jordan gelangt, wo der Vorläufer des Messias seines erhabenen Amtes waltet. Heute finden wir indes in der Umgebung des großen hl. Johannes nicht nur Lernbegierige und Bußfertige in großer Zahl versammelt; auch eine Gesandtschaft des hohen Rates von Jerusalem ist zu ihm gekommen mit der Frage: „Wer bist du?“ Und Johannes antwortet ebenso demütig, wie der Wahrheit gemäß, daß er nicht der Messias, sondern der Vorläufer sei, der dem kommenden Erlöser den Weg zu den Herzen der Menschen bahnen solle — so wie es von Anfang an bestimmt und vom Propheten Jaias vor mehr als einem halben Jahrtausend angekündigt worden sei.

Wer bist du? — Die Frage ist wichtig genug, lieber Leser, und jeder aus uns mag sie an sich selber richten, zumal in dieser hl. Adventszeit: von ihrer Beantwortung hängt es wesentlich ab, wie wir einziehen in das heilige Christfest.

Wer bist du? — Wie viele mögen es sein, die der wahrheitsgemäßen Beantwortung dieser Frage die Wichtigkeit beilegen, die sie wirklich hat? Es gehört dazu ruhiger Ernst, und wir Menschen sind so flüchtig und leichtfertig! Sechs Tage in der Woche widmet man der Berufsarbeit; an diesen beugt man sich zur Erde nieder, um die zeitliche Lebensnahrung zu beschaffen. Wo aber sind die Christen, die in diesen Adventswochen, wenn sie sich von ihrer mühevollen Beschäftigung emporrücken, Herz und Sinn gen Himmel wenden? Ja,

sind wohl die „Tage des Herrn“, die Sonntage, auch wirklich dem Herrn geweiht? Wird nicht vielmehr der Herr gerade an diesen Tagen mehr vergessen, mehr beleidigt, als an allen übrigen? Und wenn heute der Völkerapostel Paulus an uns schriebe, würde er nicht wiederholen müssen, was er einst an die Christengemeinde zu Ephesus geschrieben? Würde er nicht sagen: Ach, Brüder, wandelt fürderhin behutsam! D seid doch nicht wie thörichte und ärgerliche Menschen, die nicht überlegen, wie kostbar die Zeit und wie schlimm die Tage, wie häufig die Gefahren des Heils sind, in denen wir leben! Seid doch nicht wie Menschen, die nicht darüber nachdenken, was der Wille und das Wohlgefallen des Allerhöchsten sei, die sich nicht mit dem Heil. Geiste erfüllen, sondern, wie Tiere ohne Vernunft, Speise und Trank im Uebermaß genießen, woraus alle Laster hervorgehen! (Ephes. 5.) In der Tat, lieber Leser, alle diese Vorwürfe könnte der Weltapostel an die meisten Christen unserer Tage richten.

Wo sind die Familien, in denen das christliche Leben so ernst aufgefaßt wird, daß man am „Tage des Herrn“ das „Buch der Bücher“, die heilige Schrift, zur Hand nimmt, oder wenigstens solche Bücher, die aus ihr — wie z. B. die Handwörter — ihre Wahrheit und ihre Schönheit entlehnen? Warum schöpfen wir nicht mehr aus dieser heiligen Quelle, um unsere Seele zu laben, wie unsere frommen Vorfahren es getan? Und warum greifen wir nicht in den Stunden der Trübsal, die ja keinem Irdischen erspart bleiben, nach diesem Labfal, das uns immer zu Gebote steht? „Lies die heilige Schrift“ — so schrieb der hl. Augustin an die fromme Demetria — „und erinnere dich dabei, daß die Worte, die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 14. Dezember. Dritter Sonntag im Advent. Nicastus, Bischof und Martyrer. Evangelium Johannes 1, 19-28. Epistel: Philipp 4, 4-7. St. Martinus: Nachmittags 5 Uhr Schluß der geistlichen Exercitien für Frauen und Jungfrauen mit Predigt, Te deum und Segen.
- Montag, 15. Dezember. Eusebius, Bischof und Martyrer.
- Dienstag, 16. Dezember. Adelheid, Kaiserin.
- Mittwoch, 17. Dezember. Lazarus, Bischof. Quatember.
- Donnerstag, 18. Dezember. Bonifatius, Abt. Erwartung-Christi.
- Freitag, 19. Dezember. Remesius, Martyrer. Quatember.
- Sonntag, 20. Dezember. Julius, Martyrer. Quatember.

Sinnpruch.

Das ist die köstlichste der Gaben,
 Die Gott dem Menschenherzen giebt,
 Die eitle Selbstsucht zu begraben,
 Indes die Seele glüht und liebt.
 O süß empfangen, selig geben,
 O süßes Ineinanderweben,
 Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust!
 Je mehr du schenkst, je froher schreint du;
 Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du: —
 O gib das Herz aus deiner Brust!

du liest, die Worte deines Gottes sind!" — Bei den meisten Christen der ersten Jahrhunderte ging der Eifer im Lesen der hl. Schrift so weit, daß sie große Teile daraus, namentlich die Psalmen, ganz auswendig wußten, so daß ein Kirchenvater meint, man hätte, wenn sich auch die (geschriebene) Bibel verloren hätte, sie ganz in dem Gedächtnisse und in den Herzen der Christen wiederfinden können. Aber, lieber Leser, was waren das auch für Christen! Welche Gottesfurcht, welche Frömmigkeit, welcher Starkmut in den heftigsten Verfolgungen!

Aber (sagst du vielleicht) es ist doch den Laienchristen verboten, die heilige Schrift zu lesen, während die Protestanten jedem Kinde die Bibel in die Hand geben! — Verbotten? Sehen wir einmal zu! Daß in den ersten Jahrhunderten der Kirche das Lesen und Betrachten der heiligen Schriften eine der ersten und liebsten Beschäftigungen eifriger Christen war, bezeugen uns die Kirchenschriftsteller; ein erhebendes Beispiel enthält unsere letzte Betrachtung. Leider erkaltete dieser Eifer im Laufe der Jahrhunderte, und — weil viele Hirten der Kirche ihre Pflicht vernachlässigten — gelang es im 12. Jahrhundert den Waldensern, den Albigensern *) und anderen Schwärmern, durch die größten Mißdeutungen der hl. Schrift die Christen namentlich im südlichen Frankreich zu Tausenden zum Abfall von der Kirche zu bringen. Da geschah es denn, daß ein Verbot in Betreff des Bibellebens erlassen wurde. Bei der großen Gährung der Gemüter und der herrschenden Unwissenheit blieb nämlich kein anderes Mittel übrig, Friede und Ordnung wiederherzustellen, als dem Volke die Bibel, die es nicht verstand und deren mißbräuchliche Deutung die abenteuerlichsten Excesse veranlaßte, aus den Händen zu winden; und das um so mehr, weil die Verführer des Volkes — gerade so wie in späteren Zeiten — ihr Werk der Finsternis damit angingen, daß sie die hl. Schrift verfälschten und willkürlich verstümmelten durch Auslassung ganzer Stellen, ja, ganzer Bücher.

In Erwägung dieser traurigen Vorkommnisse unterjagte das Provinzial-Konzil zu Toulouse (Frankreich) im Jahre 1229 den Christen jener Gegenden überhaupt, die Bibel in der Landessprache zu lesen, und erlaubte ihnen nur das zu lesen, was sich etwa in den Tagzeiten (Brevier) und andern Gebetbüchern davon vorfände. — Hier erscheint also zum ersten Mal ein Verbot, die Bibel in der Landessprache zu lesen. Allein wer sieht nicht ein, daß dieses Verbot sich nur auf einige Gegenden und auf gewisse Zeiten und Umstände beschränkt? Die auf jenem Konzil versammelten französischen Bischöfe verbieten, die Bibel zu lesen, wie man einem Kranken die Speisen der Gesunden unterjagt, weil er sie nicht vertragen kann, und weil er da seinen Tod finden würde, wo Andere ihr Leben finden. Ist das aber, lieber Leser, nicht klug und weise?

Ein anderes Verbot in Betreff des Lesens der heiligen Schrift findet sich in den Bestimmungen des Konzils von Trient, welches gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts bestimmte, daß die Bischöfe über die neuen Auflagen und Uebersetzungen der hl. Schrift wachen, und daß die Christen keine anderen lesen sollten, als die von ihren Oberhirten gutgeheißenen. Hat die Kirche denn da nicht recht gehandelt in ihrer wahrhaft mütterlichen Sorge?

Doch nächstens mehr hierüber! Ich schließe mit einem Worte des großen hl. Papstes Gregor († 604): „Die heilige Schrift (sagt er) ist wie ein Spiegel, den wir vor die Augen unserer Seele nehmen müssen, um darin unser Inneres, das Gute oder Böse, das wir an uns haben, zu erkennen und einzusehen, wie weit wir noch von der Vollkommenheit ent-

fernt sind“ (Moral. II.). — Vielleicht hast Du, lieber Leser, ein altes bestaubtes Exemplar der hl. Schrift oder einer Handpostille in irgend einer verborgenen Ecke stehen: hole es hervor in diesen Adventswochen, sonst wäre es für Dich ein — vergrabener Schatz!

S.

Vom Speisezettel der Tiere.

Von Hermann Grelling.

Es giebt unter den Tieren Vielfräße und Gourmets wie unter den Menschen. Schon unter unserer heimischen Tierwelt befinden sich sogenannte Allesfresser, und das sind solche, die in der Regel auch dem Wahlspruch: „Je mehr desto besser“ huldigen, denn sonst müßten sie wählerischer sein. Was frisst z. B. eine Ente nicht alles zusammen? Der Appetit auf den delikaten Entenbraten möchte einen vergehen, wenn man den beliebtesten Wasservogel in Schlamm und Dünger herumfischen und die unglaublichsten Dinge als gute Brise verschlingen sieht. Frösche, Fische, Schnecken, Fisch- und Froschlai, Regenwürmer, Engerlinge, Wailäfer, Insekten aller Art, Wasserpflanzen, Gras, Sämereien, alles ist ihnen willkommen, ja sogar Mäuse und Nas werden nicht verschmäht. Tag und Nacht sind sie auf dem Plage, ihren unerfättlichen Magen zu füllen, und im Trinken leisten sie ebenfalls Erfraunliches. Noch übertroffen wird die Ente vom Storch und Fischreiher, beide sind Mörder und Räuber in des Vorts verwegener Bedeutung. Der Storch läßt sich alles schmecken, was er bewältigen kann, Schlangen, Mäuse, Heuschrecken, Insekten, Fische, junge Hasen, Rebhühner, Schnepfen und Wildenten, er plündert selbst die Nester der Vögel und läßt sich die nackten oder halbflüggen Jungen munden. Wie groß die Zahl der auf seinem Speisezettel fungierenden Geschöpfe ist, beweist die von Dr. von Olfers vorgenommene Untersuchung. In den Magen von 19 Störchen fand der Forscher die Spuren von 156 Wirbeltieren und 1195 wirbellosen Tieren. Im Kropf und Magen eines Fischreiters fand W. von dem Borne zwölf handlange Karpfen.

In den gebirgigen Gegenden des Nordens haust ein etwa vier Meter langer Vierfüßler, welcher seiner ungläublichen Freßgier halber direkt den Namen Vielfräße erhalten hat. Das plumpe häßliche Tier stopft sich mit Nas, Mäusen und anderen Speisen den Leib wie eine Trommel voll, „dann drängt es sich,“ wie Michow berichtet, „durch zwei nahe stehende Bäume, um sich des Unrats zu entledigen, kehrt wieder um, frisst von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis er das Nas verzehrt hat.“ In alten Zeiten glaubte man daher, daß diejenigen, welche Pelze vom Fell des Vielfräses trügen, nie mit Essen und Trinken aufhören könnten. Und doch wird der Vielfräße, von welchem es bezeichnend schon in den Kinderbilderbüchern heißt:

„Vielfräße, nennt man dieses Tier
Wegen seiner Freßbegier“

noch übertrumpft von einigen anderen Spezies der Tierwelt. Ein afrikanischer Verwandter des Storches, der Marabu, von den Arabern wegen seiner am Unterhals zu einem weiten Saal ausgebreiteten Speiseröhre Abu Sein oder „Vater des Schlauchs“ genannt, übertrifft an Geßfähigkeit alle anderen Vögel der Erde. Nicht nur ist er ein Allesfresser im weitesten Sinne, das heißt Alles-Fleischfresser, sondern er nimmt auch Mengen dieser Substanz zu sich, die jeder Beschreibung spotten. „Wir jagen,“ schreibt Brehm, „aus seinem Kropfe ganze Rinderhörner und Rindersäße sammt den Hufen hervor, auch Knochen von einer Größe, daß sie ein anderer Vogel gar nicht hätte verschlingen können, beobachteten, daß er butbesetzte Erde oder blutbesetzte Felsen hinunter schlang, bemerkten wiederholt, daß flügelarm gesessene, im Laufen gleich noch einen guten Bissen aufnahmen.“ Ja, ein Marabu, welchem sein Diener beide Flügelknochen und einen Fuß zerquetscht hatte,

machte sich, in Brehms Wohnung gebracht, wo gerade Geier abgebalgt wurden, sofort über das Geierfleisch her und begann es in Massen zu verschlingen, bis Brehm ihn tötete.

Der Marabu wird noch übertroffen vom Haifisch, der Hyäne des Meeres, der von einem wahrhaft unheimlichen Heißhunger gequält wird. Um seinen unerfättlichen Magen nur zu füllen, muß der Hai zu Gegenständen seine Zuflucht nehmen, die weit davon entfernt sind, auf die Bezeichnung Nahrungsmittel Anspruch erheben zu dürfen. Säcke, Tauenden, Schiffsinstrumente, Kleidungsstücke, Werkzeuge, alles ist ihm willkommen. Aus dem Magen eines Weißhais nahm man einen halben Schinken, einige Schafbeine, den Hinterteil eines Schweines, das Haupt und die Vorderbeine eines Bulldoggs, ein großes Stück Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffsträger. Auch Sonnenschirme, Zinntannen, Messer, Damenköffchen hat man schon in den Haifischen vorgefunden, und die Tatsache, daß ihr Magen und ihre Därme derartige „Delikatessen“ zu verarbeiten vermögen, erklärt es, daß man nicht selten einen Hai 8 bis 10 Thunfische, Riesen von manchmal mehreren Metern Länge und einem Gewicht von zehn und mehr Zentnern auf einmal verschlingen sieht.

Einen absonderlichen Appetit entwickelt der Strauß, ohne indessen eigentlich den Vorwurf der Geßfähigkeit zu verdienen. Seine eigentliche Nahrung besteht aus Vegetabilien und kleinen Tieren; gefangene Strauße lieben aber auch noch extravagante Bissen, indem sie alle möglichen Gegenstände in sich hineinpraktizieren. Steine, Scherben, Schlüsselbunde, alles findet den Weg in den Magen, und wenn in den Häusern, wo man einen Strauß frei herumspazieren läßt, etwas vermißt wird, so forscht man mit meist unfehlbarem Erfolg zuerst im Straußenkot darnach. Verdon förderte aus einem Straußenmagen, Sand, Lumpen, Eisenstücke, Geldstücke, eine Türangel, Schlüssel, eine Masse Nägel, Bleikugeln, Knöpfe und Steine zu Tage. Ein Strauß verschluckte, wie Methuen berichtet, sämtliche Zungen einer Ente, ohne eine Miene zu verziehen. Der große Kurzflügler wird sogar manchmal zum unfreiwilligen Selbstmörder, indem er ungelächten Kalk vertilgt. Auf noch seltsamere Weise zeigt sich der Appetit der Boa constrictor, der berühmten Königs- oder Abgottschlange, zuweilen in unseren Menagerien, wo man die riesigen Bestien bekanntlich in wollene Decken wickelt und in Kästen aufbewahrt. Diese wollenen Decken werden hin und wieder von den Schlangen hinabgewürgt; so erzählt Brehm von einer in Berlin gehaltenen Riesenschlange, daß sie eine solche Wolldecke 5 Wochen und 1 Tag im Magen behielt und sie dann, nachdem sie Spuren von Unwohlsein gezeigt, mit Hilfe eines Wärters glücklich wieder ausspeite. „Ähnliches ist fast gleichzeitig,“ berichtet Brehm, „im Londoner Tiergarten und im Pflanzengarten zu Paris geschehen.“ Die Decke, welche die hier lebende, über 3 Meter lange Abgottschlange hinabwürgte, war 2 Meter lang und 1,6 Meter breit und blieb vom 22. August bis zum 20. September im Magen liegen. Endlich öffnete die Schlange den Rachen und trieb ein Ende der Decke hervor; der Wärter faßte dieses Ende, ohne zu ziehen; die Boa schlang wickelte den Schwanz um einen in ihrem Käfig befindlichen Baum und zog sich selbst zurück, so daß die ganze Decke unverfehrt wieder hervorkam; doch hatte sie die Form einer fast 2 Meter langen Walze.“ Ein Krokodilmagen ist ebenfalls etwas wert, und auch ein Elefant stellt seinen Mann in der Vertilgung von Speisen, er verschlingt ohne Zögern Reste von mehr als Armslänge, und ein ausgewachsener Elefant erhält z. B. in Bengalen täglich zu seinem Unterhalt 363 Pfund Grünfutter oder 218 Pfund getrocknetes Futter, welches Quantum aber noch durchaus ungenügend ist, da nach Sander son ein großer Urbeuselefant täglich etwa 730 oder ungefähr ein Zehntel bis Zwölftel seines eigenen Gewichtes an Grünfutter bedarf. In

*) Ueber die Albigenser Äußerer der große Papst Innocenz III. sic seien schlummer, als selbst die Saragenen!

unseren Zoologischen Gärten und Menagerien fällt die Fütterung natürlich bei weitem weniger reichlich aus.

In Bezug auf die Quantität und Art der von mehreren anderen großen Tieren konsumierten Nahrung ist der Laie dagegen meist im Irrtum, er überschätzt die Quantität oder hat von der Art einen falschen Begriff. Ein Löwe z. B. wird in der Gefangenschaft bei 8 Pfund gutem Fleisch täglich satt und befindet sich wohl; in der Wildnis bedarf er natürlich entsprechend mehr. Ein Tiger verzehrt bei seiner Mahlzeit, wenn er nicht in seinem Schmause gestört wird, im Freileben ungefähr 60 Pfund Fleisch. Die größten Walfischarten nähren sich gerade von den kleinsten Meerestieren, natürlich bedürfen sie zu ihrer Sättigung auch einer entsprechenden Menge und ein einziges Tier konsumiert täglich Millionen oder Milliarden kleiner Fische, Krebse, Weichtiere, Quallen usw.

In den Tieren, welchen alles Genießbare recht ist, gehören unsere „lieben“ Hausgenossen, die Ratten und Mäuse. Die schmutzigsten Abfälle, faulendes Glas, Leder, Horn, Baumrinde, alles dient den Ratten zur Befriedigung ihres Appetits. Sie haben schon kleine Kinder bei lebendigem Leibe angegriffen, fetten Schweinen Löcher in den Leib genagt; sie freßen dicht zusammengeschichteten Gänsen die Schwimmhäute zwischen den Beinen weg, auf dem Eiern brütenden Truthennen Löcher in die Schenkel, junge Enten ziehen sie ins Wasser und ersäufen sie.

Auch Alkoholverzehrer giebt es im Tierreiche zur Genüge. In der Regel finden sie nicht sofort Geschmack an diesem Gift, haben sie es aber mehrmals gekostet, so wirkt die Macht der Gewohnheit bald ebenso auf sie ein wie auf uns Menschen, und sie lieben es leidenschaftlich. Schweine erhalten in manchen Gegenden regelmäßig Bier, auch Hunde und Pferde habe ich Bier schon mit Behagen schlürfen sehen. Von Affen ist bekannt, daß sie sich regelrecht berauscht haben. Ein Orang-Utan, von welchem Brehm erzählt, trank jeden Mittag sein Glas Wein, und fand dadurch ein klägliches Ende, daß er sich heimlich und listig in den Besitz einer vollen Rumflasche brachte und diese, nachdem er sie geschickt entkorkt, austrank. Nachdem er wie ein Unsiniger getobt, fiel er in ein hitziges Fieber und verschied.

Zweimal verwaist.

Novellette von Edmund Handtke.

Ein heißer Sommertag neigt sich seinem Ende zu; kein Lüftchen regt sich, und fernher tönt das Rollen der letzten einfahrenden Entenwagen.

Die Strahlen der scheidenden Sonne lassen alles wie in flüssiges Gold getaucht erscheinen, sie werfen zitternde Reflexe auch in jenes Zimmer des weitläufigen Schlosses, wo ein einsamer Mann am Fenster steht und sinnenden Auges in den Park hinablickt.

Der eigenartige Zauber des zur Mitternacht gehenden Tages hat auch den Grafen Eberhard Bredow in seinen Bann gezogen, eine träumerische Stimmung war über den sonst so energischen tatkräftigen Mann gekommen. Unwillkürlich flogen seine Gedanken in die jüngste Vergangenheit zurück, die schweres Leid über das sonst so ruhig-friedliche Haus gebracht.

Mit dem ins Land ziehenden Frühling war das schwache Lebenslicht der seit langem kränklichen Gräfin, der Mutter Eberhards, erloschen, und schon nach wenigen Wochen stand dieser auch an der Leiche der Gattin. Ein hitziges Fieber, die Folge einer nicht beachteten heftigen Erkältung hatte sie hinweggerafft.

Es war eine ruhige, auf gegenseitiger Achtung begründete Ehe gewesen, die der Tod hier mit rauher Hand gelöst. Das Herz hatte nicht mitgesprochen, als Graf Eberhard einst um die Hand seiner Vase zweiten Grades anhielt; es galt lediglich einen Wunsch der

beiderseitigen Familien zu realisieren. Mit der Zeit hatte sich dann ein Gefühl kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit zwischen den beiden Gatten herausgebildet, weit entfernt von jeder aufregenden Leidenschaftlichkeit.

Das äußere Leben auf Schloß Bredow war durch den Tod der jungen Herrin fast unberührt geblieben. Um das Getriebe des Haushalts hatte sich die Verstorbene nicht sonderlich gekümmert, wußte sie doch alles in guten Händen und die Sorge für seine beiden Söhne im Alter von fünf und drei Jahren hatte Graf Eberhard einer Erzieherin anvertraut, die ihm von einer befreundeten Familie in der Hauptstadt warm empfohlen worden war.

Wohl betrauerte der Graf die Heimgegangene aufrichtig, aber mit dem Schmerz des trostlosen Gatten hatte diese Empfindung wenig gemein. Er gedachte ihrer eben wie eines guten Freundes, dessen Tod wohl in alte liebgelebte Verhältnisse störend eingreifen, diese aber auf die Dauer nicht erschüttern kann.

Die Haupt Sorge wandte sich jetzt seinen beiden Knaben zu, deren körperlichem und geistigem Wohl er jetzt erheblich mehr Aufmerksamkeit zuwenden mußte als früher. Wenn er aber auch seine Buben zärtlich liebte, zum Pädagogen war Eberhard Bredow nicht geboren. Es bedeutete daher eine große Erleichterung für ihn, als er diese verantwortungsvolle Pflicht zum größten Teile in die Hände der Erzieherin legen konnte.

Graf Bredow schätzte sich glücklich, daß seine Wahl auf Magda Falk gefallen war und daß diese sich bereit erklärt, den verwahrlosten Kleinen die Mutter zu ersetzen. Denn sie nahm es sehr ernst mit ihrer Pflicht. Durch ihr liebevolles Entgegenkommen, ihre sanfte, sympathische Stimme wußte sie sich die Herzen der Kinder vom ersten Tage ab zu gewinnen und das innige Verhältnis vertiefte sich noch, als Magda ihre kleinen Pfleglinge näher kennen gelernt und ihre Eigenheiten studiert hatte.

Obwohl nicht direkt auf ihren jetzigen Beruf vorbereitet, hatte Magda Falk in ihrem kindergesegneten Elternhause hinreichend Gelegenheit, sich im Umgang mit den Kleinen zu üben und ihre gediegene wissenschaftliche Bildung befähigte sie, auch den weitergehenden Ansprüchen gerecht zu werden. Als ihr Vater, ein höherer Justizbeamter, dann plötzlich starb und die Seinen in bescheidenen Verhältnissen zurück ließ, ergriff Magda mit Freunden die Gelegenheit, etwas zur Unterstützung der Ihrigen beitragen zu können.

Die Kinder hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrer Tante Magda; die sonst so ungerberdigen Knaben folgten jeden Blick ihrer Augen. Es gab wohl überhaupt im ganzen Schlosse niemand, der dem jungen Mädchen nicht von Herzen zugetan gewesen wäre.

Auch Graf Eberhard hatte sich schon öfters ertappt, wie er mit bewundernden Blicken der schlanken biegsamen Gestalt gefolgt war. Wenn er jedoch in seinen Anmerkungen, die er dem jungen Mädchen spendete, unwillkürlich einen wärmeren Ton anschlug, dann ließ ihn ein erstaunter Blick aus den feuchtschimmernden blauen Augen oft mitten im Satz abbrechen.

Eine seltsame Unruhe war über den sonst so gelehrten Mann gekommen. Mit aller Kraft wandte er sich den seit längerer Zeit vernachlässigten Arbeiten zu, um in angestrengter Tätigkeit das seelische Gleichgewicht wieder zu erlangen. Doch vergebens, überall sah er einen blondlockigen Mädchenkopf vor sich, glaubte die blauen Augen wie in schauer Frage auf sich gerichtet.

In dieser Stimmung pflegte er dann wohl das Kinderzimmer aufzusuchen und sich an dem ununteren Treiben der Kleinen zu ergötzen. Aber es schien ihm dann, als ob Magda in seiner Gegenwart ihre reizende Unbefangtheit verlore. Die eigenartige Scheu, die sich ihrer sichtlich bemächtigte, ließ allmählich die ausgelassene Fröhlichkeit verkümmern.

Seitdem wurden die Besuche des Grafen im Kinderzimmer seltener, man sah sich nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Um

so mehr nahm er jedoch jede sich ihm bietende Gelegenheit wahr, Magda ungelesen zu beobachten.

Auch jetzt hat er wieder seinen Beobachtungsposten am Fenster seines Arbeitszimmers eingenommen, weiß er doch, daß Magda um diese Zeit von dem täglichen Spaziergange heimzukehren und dann noch einige Minuten mit den Knaben in den Gängen des Parkes herumzutollen pflegt.

Schon schimmern die hellen Gewänder des unzertrennlichen Kleeblatts durch das dämmerige Grün, als plötzlich lautes Geschrei vom Wirtschaftshof herüber jäh die abendliche Stille durchbrach.

Atemlos vom schnellen Lauf kam ein Knecht herbeigestürzt und rief schon von weitem:

„Um Gottes Willen retten Sie sich, der große Hossund drüben ist plötzlich toll geworden! Er hat die Kette zerrissen und rast jetzt im Parke umher!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als das wütende Tier auch schon aus dem Gebüsch hervorschoß und auf die ihm zunächst stehenden Kinder los stürzte.

Doch bevor sich jemand von dem lähmenden Entsetzen erholt hatte, welches der furchtbare Anblick verbreitete, hatte sich Magda mit Gedankenschwelle zwischen ihre bedrohten Pflegebefohlenen und die wutschäumende Bestie geworfen und ein ungleicher, entsetzlicher Kampf entspann sich.

Die Verzweiflung verließ dem jungen Mädchen Riesenträfte, krampfhaft gruben sich ihre Finger in das zottige Fell des Hundes.

Graf Eberhard hatte einen Hirschkäfer von der Wand gerissen und sich mit einem Satz aus dem Fenster geschwungen. Im nächsten Augenblick war er auf dem Kampfsplatz angelangt und ein wohlgezielter Hieb spaltete dem Tiere den Schädel.

Es war jedoch auch hohe Zeit, denn dem heldenmütigen Mädchen schwanden die Kräfte und aus vielen tiefen Wunden blutend sank es ohnmächtig zu Boden.

Erstarrt kniete der Graf an ihrer Seite, beugte sich über sie und rief in verzweifelter Schmerz: „Sie stirbt! O mein Gott sie stirbt!“ „Holt Aerzte!“ herrschte er dann wie sich besinnend den fassungslos dabei stehenden Knecht an. Nehmt die schnellsten Pferde und schont sie nicht!“

Von neuem beugte er sich über die noch immer wie tolos Daliegende. „Magda, liebe Magda, schlage doch noch ein einziges mal die Augen auf!“

Da flog ein Juden über das blasse Gesichtchen, die Lider hoben sich und mit leiser Stimme sagte sie: „Ist es wahr, bin ich Ihre liebe Magda?“

„O, noch viel mehr, jetzt weiß ich erst, wie innig ich dich liebe!“ erwiderte er, sie auf Stirn und Mund küßend.

Ein glückliches Lächeln, wie es oft im Schlaf über ein Kinderantlitz zieht, überflog Magdas Gesicht, dann schwanden ihr die Sinne von neuem.

„Kommt Kinder!“ rief der Graf jetzt in verzweifelter Angst, wir wollen beten, daß Gott sie uns erhält.“

Die Kleinen folgten seinem Wort, falteten die Händchen und knieten neben dem Vater nieder.

Da schlug die Sterbende noch einmal die Augen auf und ein Blick unendlicher Liebe streifte die Gruppe um sie.

„Es geht zu Ende — Eberhard — o — es ist schwer — gleich wieder zu verlieren, was man — eben erst gefunden.“

„Du wirst leben, mein süßer Liebster, für mich und die Kinder, Deine unsere Kinder!“

Sie schüttelte leise, unmerklich das Haupt und blickte die vor ihr knieenden mit weitgeöffneten Augen an.

„Leb wohl — Eberhard — o es ist süß, für sein Liebste auf der Welt — zu sterben!“

Schwer sank der leblose Körper in die Arme des Grafen zurück der sich ausschließend über die Leiche warf und sich eine Weile seinem fassungslosen Schmerz überließ.

Langsam, wie gebrochen erhob er sich endlich. Sein Blick fiel auf die zitternd dastehenden Kinder.

„Ihr Aermsten habt mehr verloren wie ich! Ich sarje nun meine erste Liebe ein, Ihr aber seid zum zweitenmale verwaist!“

Unsere Hochzeitsreise.

Eine heitere Geschichte v. Hermann Heyermann.
Ins Deutsche übertragen von E. Otten.

Sie saßen bei einem Glase Wein zusammen. „Eine ganz verrückte Geschichte“, sagte mein Freund, „ich war so arm wie Hiob, als ich heiratete, und meine Frau hatte auch kein Geld. Wir hielten nach der Verlobung großen Empfang ab mit Madeira, Portwein und mehreren Sorten. Alles ging ganz etikettenmäßig vor sich, denn meine Schwiegereltern waren angesehene Bürgerleute, und die Blutsverwandten meiner Frau besaßen sogar einige Effekten. Bei dem großen Empfang beging meine Braut den unverzeihlichen Fehler aufzuschneiden, indem sie, als eine Freundin, sie fragte: „Und wohin werdet Ihr denn Eure Hochzeitsreise machen?“ mit einem allerliebsten Lächeln und lecker Stirn antwortete — die Frauen verstehen ja so gut mit einander umzugehen — wir fahren über Brüssel nach Paris und wahrscheinlich noch auf ein paar Tage nach Wien.“

„Aber Trudchen...“, unterbrach ich sie. Sie, immer mit dem gleichen reizenden Lächeln, schnitt meine Entgegnung einfach ab und fügte ihren dreisten Unwahrheiten noch eine weitere hinzu, indem sie bemerkte: „und von Wien kehren wir jedenfalls über Frankfurt zurück.“

Ich wollte noch etwas sagen, aber da fügte meine Schwiegermutter mit gewinnendem Lächeln hinzu, daß das „eine große Reise für die Kinder sei.“

Nach der einen Freundin kam die andere. Immer wieder Gratulationen und Händeschütteln und immer wieder die Lüge, daß wir unsere Hochzeitsreise nach Paris und Brüssel machen und über Wien nach Frankfurt reisen würden. Sie wiederholten das alle so ruhig, daß ich nach meinem dritten Glase Portwein als glücklicher Bräutigam meinen eigenen Freunden diese Lüge aufzutischen und mit dem größten Aplomb mit Jan, Diel und Hein über Paris, Wien und Frankfurt zu sprechen begann. Auch mit George. Daß ich jemals so dumm sein konnte! War das dritte Glas Portwein Schuld daran, oder die Gewohnheit zu lügen? Ich weiß es nicht. George sah mich lächelnd an.

„Nach Paris und Wien?“ fragte er verwundert.

„Ja, nach Paris und Wien, und vielleicht machen wir noch einen kleinen Abstecher nach Nizza“, log ich unverfroren.

„Davon hast Du mir ja nie erzählt,“ sagte George.

„Es sollte eine Ueberraschung für meine Frau sein,“ bemerkte ich erklärend.

Du wirst Dich möglicherweise entsinnen, daß ich im Anfang meiner Ehe in der Jan Steenstraße gewohnt habe, und wenn ich Dir nun noch sage, daß George uns in möblierten Zimmern gegenüber wohnte und ein Balkonfenster hatte, dann kannst Du Dir ungefähr vorstellen, wie dumm es von mir war, auch Georg zu beschwindeln. Denn wir gingen natürlich nicht auf Reisen. Die Mutter meiner Frau hatte diese Lüge erfunden, um ihre Verwandten glauben zu lassen, daß ihr zukünftiger Schwiegerjohn tüchtig Geld verdiene, und nun saßen wir drin in der Patzche.

Die Hochzeit war vorüber. Mein guter Schwiegervater hatte seine letzten Groschen hergegeben, um seinem Stande keine Muehre anzutun, und in einer Droschke für zwei Gulden — Nachttarif — fuhren wir nach der Jan Steenstraße Nummer so und so viel.

George war noch nicht zu Hause.

Er tanzte noch auf unserer Hochzeit! Seine Fenster waren noch dunkel. Wir schliefen in

unsere Wohnung. Diese bestand aus einer Küche und einer Schlafstube nach hinten, einem Wohnzimmer und einem kleinen Salon nach vorn heraus. Der erste Tag war so glücklich, so göttlich! Die Beschreibung will ich unter-schlagen, denn nirgends giebt es mehr Traditionelles als als in dem Leben und Treiben junger Eheleute.

Aber schon am nächsten Tage gegen Abend begannen die Qualen und das Glend. Wir hatten natürlich darauf gerechnet etwa vier-zehn Tage ganz für uns allein zu bleiben, ein paar Bäderer durchzulesen und dann von Wien oder Nizza heimzukehren. Es war alles im Hause, nur kein Brot. Aber man kann auch gar zu leicht etwas vergessen. Auch Streichhölzer fehlten. Ich wartete bis zur Dämmerung, schielte durch die Tüllvorhänge, und sah Georg bläß und verkate. Von meiner Hochzeit auf dem Balkon sahen und eine Pfeife rauchen. Underthalb Stunden wartete ich, dann ging er aus, und ich schlich an den Häusern entlang in ein Kolonialwarengeschäft, kaufte drei Packete Streichhölzer und „fuhr“ dann rasch wieder nach Brüssel zurück!

Im Wohnzimmer ließen wir zunächst die Vorhänge herunter, dann streckte ich das Licht an und ging darauf aus übertriebener Vorsicht auf die gegenüber liegende Seite der Straße, um festzustellen, ob das Licht zu sehen sei. Es war zu sehen, die Vorhänge ließen Licht durch, ich slog die Treppe hinauf, hing eine Decke vor jedes der Fenster, inspizierte von neuem und — Gott sei Dank! jetzt war es schwarz wie die Nacht. Wir verbrachten einen gemütlichen Abend zu Hause — bis um halb Zwölf geklingelt wurde. Wir erschrocken fürchtbar. Während wir für nichts anderes Augen hatten als für einander, war eine der Decken vom Fenster abgerutscht. Ich hörte Georges bekannten Pfiff. Wie ungezogen! Rasch schraubte ich die Lampe herunter, steckte die Decke fester, ließ ihn zwei, dreimal klingeln. Wir waren und blieben in Brüssel. Am nächsten Tage sollten wir nach Paris gehen, und wir würden unter keinen Umständen daran denken die Reiseroute zu ändern. Tagsüber waren wir vollkommen ruhig. Vor den Fenstern hingen Tüllgardinen, hinter denen man sich so viel bewegen konnte, wie man nur wollte. Aber abends ging immer wieder dieselbe Geschichte los mit den Decken und den Licht durchlassenden Rigen. Und immer fehlte etwas.

Es ist garnicht so leicht vierzehn Tage eingeschlossen zu leben. Und wenn die Dämmerung hereinbrach, mußte ich einmal dies und ein ander Mal jenes holen. Das Petroleum war zu Ende. Ich holte Petroleum. Der Käse wurde alt. Ich holte Käse. Und das auf die schlaueste Art und Weise, um nicht von den Nachbarn, namentlich nicht von George, gesehen zu werden. Der siebente Tag war der Tag des fürchterlichsten Glends. An jenem Tage wollte ich meiner Frau in der Wirtschaft helfen, und sah einen Topf mit Salz und dann noch einen Topf mit Salz stehen. Salz gehört zu Salz, dachte ich, und eifrig räumend, mengte ich den Inhalt der beiden Töpfe durcheinander. Ein Mann sollte sich niemals in Küchenangelegenheiten mischen, am allerwenigsten, auf seiner Hochzeitsreise. Ich hatte Soda und Salz zusammengeschüttet, und nun saßen wir ohne Salz da. An jenem Mittag aßen wir Büchsenhammer, kleine Bohnen, und altes Brot. Reis und Kartoffeln konnten nicht gekocht werden, dazu gehört Salz, wie ich damals erfuhr. Des Abends wollte ich Brot, Salz und ein Stückchen holländischen Käse holen, aber George der Glende, saß von sieben bis elf Uhr arbeitend vor seinem Fenster, immerfort unsere Tür und unser Fenster im Auge behaltend. Wie fürchtbar häßlich ist George doch, wenn man ihn so sitzen sieht! Trudchen nennt ihn ein Konstrum.

Man stelle sich vor, der achte Hitterwochen-tag! ohne Salz, ohne Brot, ohne Petroleum, und den ganzen Tag über George studierend an seinem Fenster, als könnte er jetzt plötzlich seine Faulenzerei von früher nicht schnell

genug wieder gut machen. Unser erstes Frühstück bestand aus Zwieback und Büchsenzunge, wir aßen zum zweiten Frühstück Zwieback und Büchsenzunge, zum Mittagessen mußte wir der Büchsenzunge herhalten, dazu Reis ohne Salz. Nicht gerade angenehm! Wir waren genötigt bis halb Zehn im Dunkeln sitzen zu bleiben, da erst stand George auf — durch unsere Tüllvorhänge konnten wir jede seiner Bewegungen beobachten — kleidete sich an und ging zur Tür hinaus. Kaum zwei Minuten später liege ich die Treppe hinunter mit der Petroleumkanne in der einen und dem Einholkorb in der anderen Hand. Trudchen hatte mir einen großen Besorgungszettel mitgegeben: zehn Liter Petroleum, drei Pfund Salz, ein Pfund Soda, zwei Pfund grüne Seife, für drei Cents Zimmt, ein viertel Pfund Käse und ein Päckchen Haarnadeln. Ich hatte Trudchens Nadeln alle verbraucht um Bilder aufzuhängen.

Ich kaufe alles, gehe leuchtend zurück. Schenktlich schwer, so ein voller Petroleumkrug und ein Einholkorb randvoll mit Kolonialwaren! Beinahe zu Hause angelangt, fallen mir plötzlich die Haarnadeln ein. Ich gehe noch ein Stückchen weiter, kaufe ein Paket, leuchte nach Wien zurück und — ich irre mich nicht — höre mit einemmal Georges Pfiff von der gegenüberliegenden Seite der Straße. Er war schon wieder zu Hause, lehnte sich weit über die Balkonbrüstung:

„Heda, Du! Hans, Hanschen!“ rief er.

Ich völlig unzugänglich, stotternd, stecke den Hausschlüssel ins Schloß, öffne die Tür und werfe sie hinter mir zu.

Eine halbe Stunde darauf klingelte er. Wir ließen ihn ruhig klingeln. Zum Kuckuck auch, wenn jemand sagt, daß er in Wien ist, dann hat er doch wirklich wohl das Recht zu verlangen, daß man ihm glaubt. So war George nun! Und so hat er uns während all der übrigen Tage noch gequält, während wir von Wien nach Frankfurt, von Frankfurt nach Köln und von Köln nach Amsterdam reisten.

Am zehntehten Tage sind wir vorchriftsmäßig auf dem Centralbahnhof angekommen, von der ganzen Familie aufs herzlichste empfangen. Man fand, daß wir ein wenig ermüdet von der Reise aussähen. Sofort begann eine alte Tante Trudchen über Paris zu interviewen, und ich hörte meine Frau die Dummheit sagen:

„O Tante, der Montblanc — sie meinte Montmartre — in Paris ist wirklich zu schön!“

Und dafür habe ich sie fünfzehn Tage lang im Bäderer lesen lassen; dafür haben wir uns zwei Wochen lang eingeschlossen!

Aber am unausstehlichsten war George, der schmunzelnd meinte, daß ich sehr braun geworden sei. Der Schurke, der Verräter!

Seufzend trank Hans sein Glas aus.

Kreuzrätsel.

	b	b	b						
		b	b	e					
		e	e	e					
e	e	e	e	f	f	g	g	h	
h	i	i	i	i	n	n	n	n	
n	n	n	n	o	o	o	o	o	
				o	r	r			
				r	r	t			
				t	u	u			

Die Buchstaben sind so anzustellen, daß die senkrechten wie die wagerechten Linien gleichlautende Worte ergeben; die Worte sind: 1. Stadt in Süddeutschland; 2. deutsche Universität; 3. Stadt in Württemberg.

Auflösung aus voriger Nummer.

Verne leiden, ohne zu klagen.